

3. Sonntag nach Epiphania / 23.01.2022 von Pfarrer Jens Giesler

Mt 8,5-13

(Herr, tue ... Amen.)

Liebe Hörerinnen, liebe Leser, für den heutigen Sonntag hören wir die Erzählung vom Hauptmann von Kapernaum aus dem achten Kapitel des Matthäusevangeliums:

Als Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn und sprach:

Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen.

Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.

Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.

Denn auch ich bin ein Mensch, der einer Obrigkeit untersteht, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's.

Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die äußerste Finsternis; da wird sein Heulen und Zähneklappern.

Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.

Amen.

Wundergeschichten, liebe Gemeinde, erzählen naturgemäß immer von eigentlich unmöglichen und unglaublichen Dingen. In dieser Geschichte hier ist aber nicht nur das Wunder selbst, die Heilung des Knechts, unglaublich, sondern das ganze Setting der Geschichte von Anfang an.

Da trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn ...

Ein Hauptmann, das ist ein römischer Zenturio, ein Mensch, der in der historischen Realität nichts gemein hatte mit den lächerlichen Gestalten, die man aus den Asterix-Comics kennt, sondern ein sehr ernst zu nehmender Befehlshaber über eine Hundertschaft von Legionären, aus der Sicht Jesu und seiner jüdischen Zeitgenossen ein Offizier der ungeliebten Besatzungsmacht, mit der man lieber nichts zu schaffen hatte; ein Mensch mit unangenehm großer Macht, dem man besser aus dem Weg ging. Oder von der anderen Perspektive her betrachtet: Ein jüdischer Religionsgelehrter und angeblicher Wundertäter war kein Umgang für einen römischen Hauptmann. Mit solchen Gestalten gab man sich nicht ab, außer sie sorgten mal wieder für Unruhe, die dann brutal unterdrückt wurde.

Hier aber begegnen sie sich, diese beiden Vertreter sehr unterschiedlicher Welten, und dass auch noch auf ganz besondere Weise: ... **der bat ihn**. Ein Hauptmann bittet doch nicht, ein Hauptmann befiehlt! Es muss den Zenturio immense Überwindung gekostet haben, diesem Juden gegenüber so demütig und bescheiden aufzutreten, ihn dann auch noch höflich mit „**Herr**“ anzusprechen. Was mag ihn dazu bewogen haben? Offensichtlich die Sorge um seinen kranken Knecht, ja, aber seit wann macht sich ein Zenturio Sorgen um einen Knecht, was im Übrigen auch eine etwas verharmlosende Übersetzung ist, denn gemeint ist nichts anderes als ein Sklave, vielleicht der persönliche Leibdiener des Hauptmanns. Nun, es hat den Anschein, dass der Hauptmann jedenfalls kein Unmensch war, sondern Gefühle hatte und mit einem Begriff wie „Verantwortung“ etwas anfangen konnte. Er sieht in seinem Sklaven mehr als die Arbeit, die dieser zu tun hat; er sieht einen Menschen, der jetzt seine Hilfe braucht.

Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Sie erinnern sich an die Jahreslosung aus dem Johannesevangelium, wo Jesus sagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen?“ Jesus meint das offensichtlich ernst. Er fragt nicht nach der Versichertenkarte des Kranken und er fragt nicht nach dem Glauben des Zenturios. Als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt, bietet er seine Hilfe an – auch dem, der ihm von Haus aus feindlich gesinnt sein muss.

So ruhig und so wenig überrascht Jesus hier reagiert und antwortet – was der Hauptmann als Nächstes sagt, verblüfft dann doch sogar den Sohn Gottes: **Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.**

Denn auch ich bin ein Mensch, der einer Obrigkeit untersteht, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's.

Der Zenturio weiß, wie *seine* Welt funktioniert. Da gibt es einen Befehl, und die einzig denkbare Reaktion ist Gehorsam. Und so, wie zwischen ihm und seinen Untergebenen, stellt er sich vor, geht es auch zwischen Jesus und dem zu, was *ihm* untergeben ist, zum Beispiel die Krankheiten und das Leid der Menschen: Dein Befehl reicht doch, um das Übel zu vertreiben. Die Mühe, zu mir zu kommen, musst du dir doch gar nicht machen! Sprich, und es wird geschehen!

Der Hauptmann ist nicht der erste, der Jesus um etwas bittet. Viele vertrauen dem Mann aus Nazareth und kommen mit ihren Fragen und Sorgen zu ihm. Aber das Vertrauen, das ihm der heidnische Hauptmann entgegenbringt, ist offenbar noch einmal von anderer Qualität als alles, was Jesus bisher erlebt hat. Und so wendet Jesus sich an die anderen, die ihn und den Hauptmann umstehen, und lässt sie wissen, worauf es ankommt. Es ist damals nicht die Zugehörigkeit zum auserwählten Volk – und ich ergänze: es ist heute nicht die Zugehörigkeit zur Kirche, die für Jesus ausschlaggebend ist und ihn zum Handeln bewegt. Es ist einzig und allein das Zutrauen zu ihm; einzig und allein die Frage: Wie stehst du zu mir?, auf die es ankommt. Wer zu mir kommt – egal wer er ist, wo er herkommt, in welcher Religion er aufgewachsen sein mag, was er bisher getan hat – den werde ich nicht abweisen. Alles wird unwesentlich gegenüber der einen entscheidenden Sache: zu ihm kommen und ihm vertrauen.

Klingt ganz einfach, ist es aber nicht. Wir können uns vorstellen, welche inneren Kämpfe mit sich selbst der Hauptmann auszutragen hatte, bevor er diesen Schritt wagte: Was werden meine Vorgesetzten denken, wenn ich mich an einen jüdischen Wundermann wende? Werden sie mich noch für zuverlässig halten oder ist damit meine nächste Beförderung automatisch gestrichen? Was werden meine Untergebenen denken? Verliere ich mit diesem Schritt vielleicht meine ganze Autorität und meine Befehle beachtet demnächst niemand mehr? Und was muss ich von mir selbst denken; was

muss ich denken über den, der ich bisher gewesen bin, wenn ich diesen Schritt wage? War das alles falsch, war das noch nicht wirklich ich?

Für uns heutige Christenmenschen mag es oberflächlich betrachtet einfacher sein, uns an Jesus wenden und ihn im Gebet um etwas zu bitten. Unser Glaube an Christus wird vielleicht nicht immer respektiert, aber jedenfalls doch *toleriert* in unserer Gesellschaft; niemand muss deshalb mit unangenehmen Konsequenzen rechnen. Aber auch wenn die Umwelt uns in Ruhe lassen mag – mit dem eigenen Ich bleiben wir im Konflikt. Denn sich an jemanden zu wenden, jemanden um Hilfe zu bitten, bedeutet doch gleichzeitig immer: Ich muss mir selbst erst einmal eingestehen, dass ich es nicht aus eigener Kraft schaffe, dass ich mir selbst nicht helfen kann. Und ich muss akzeptieren, dass Andere das dann auch erkennen und mir ansehen. Das fällt uns doch schon bei engen Verwandten und nahen Freunden schwer genug; woher sollen wir da das Vertrauen zu einem nehmen, der uns doch viel fremder scheint? Unser eigener Stolz und unser tiefsitzendes Misstrauen sind Kräfte, die wir kaum überschätzen können.

Aber wenn wir es dennoch wagen, ja, vielleicht erleben wir dann auch ein Wunder. Vielleicht hören wir dann auch: **Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast.**

Und jemand um uns herum – oder etwas in uns selbst – wird **gesund zur selben Stunde.**

Amen.